Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 640. **Donnerstag** den 15. December 1892. **86. Jahrgang**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. December.

Die erste Berathung der Militairvorlage im Reichstage ist gestern zu Ende gegangen, ohne daß sie die politische Lage wesentlich aufgeklärt hätte. Ueber die Aussichten einer Verständigung ist auch heute nicht viel mehr zu sagen, als seit langen Wochen. Das eine steht fest, im vollen Umfange kommt das Gesetz nicht zu Stande, das haben sowohl die Centrumsredner, als Herr von Bennigsen aufs Bestimmteste erklärt. Dagegen wäre bei gesetzlicher Festlegung der zweijährigen Dienstzeit mindestens innerhalb des Rahmens der jetzigen Präsenzstärke und wohl auch etwas darüber hinaus eine Verständigung wohl zu erzielen. Das Centrum hat sich, insbesondere in der Rede des bayerischen Grafen Preysing und des Dr. Lieber, etwas ablehnender ausgesprochen, als vielfach erwartet worden war. Die letzten Entschließungen aber hat sich die Partei für die Commissionsberathung und weitere Aufklärungen seitens der Regierung vorbehalten, und aus der Rede des Herrn von Huene klang bei allen Verwahrungen doch die Neigung hervor, wenn irgend möglich, eine Grundlage der Verständigung zu finden. Den hohen Ernst der Lage, die große Verantwortlichkeit der leitenden Männer in der Regierung und im Reichstag, die folgenschwere Bedeutung einer Krisis unter den gegenwärtigen Umständen und um dieser Angelegenheit willen, zugleich die Unwahrscheinlichkeit, mit einem folgenden Reichstag mehr zu erlangen als mit dem jetzigen, hat Herr von Bennigsen mit staatsmännischem Geist und patriotischem Ernst noch einmal dargelegt. Seine Worte, welche auf eine Verständigung hinwirkten, soweit sie mit der Leistungsfähigkeit des Volkes nur immer vereinbar ist, sein Hinweis, wie schwer ein Bundesstaat solche Conflicte ertragen könne, werden, wie der Reichskanzler bemerkte, weit in das Land hinein wirken. Es ist die richtige Linie, die patriotische, ernste und wohlgesinnte Männer in dieser Frage einzuhalten haben. Es wird nun vorzugsweise Sache der Regierung sein, dem Ernste der Situation Rechnung zu tragen und das Ihrige zu thun, wenn eine Krisis und ein schwerer Conflict vermieden werden sollen. Der Reichskanzler hat sich bisher gegenüber allen Hinweisen, daß die Regierung der Verständigung zuliebe Zugeständnisse machen, ihre zu weitgehenden Forderungen und das allzu rasche Tempo der Durchführung ermäßigen müsse, schweigend und zurückhaltend gezeigt. Wir glauben noch nicht annehmen zu sollen, daß damit alle weiteren Zugeständnisse zurückgewiesen seien. An der Selbsttäuschung, mit diesem Gesetz in vollem Umfang durchzudringen, kann Graf Caprivi jetzt nicht mehr festhalten. Wenn aber die Regierung einigen guten Willen hat und die Grenzen der Leistungsfähigkeit des Volkes anerkennt, so ist auch heute noch mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß eine Verständigung zu erzielen wäre, und zwar auf einer Grundlage, die in den wesentlichsten und principiell wichtigsten Stücken den Reformplan zur Verwirklichung bringt.

Heute beginnt der Reichstag seine Ferien, die bis zum 10. Januar dauern werden. Die Berathung der Steuervorlagen, die man in erster Lesung noch vor Eintritt der Pause hatte erledigen wollen, wird nunmehr gleich nach Wiederbeginn der Sitzungen stattfinden. Dann wird die zweite Lesung des Etats beginnen und dazwischen die erste Lesung der neuerdings eingegangenen Gesetzentwürfe über Auswanderung und Verrath militairischer Geheimnisse stattfinden. Der Schwerpunct wird aber in die große Militaircommission fallen, die unmittelbar nach Wiederaufnahme der Plenarsitzungen ihre Arbeiten in Angriff zu nehmen und sie etwa bis Anfang Februar zu erledigen gedenkt.

Die Aufregung und die Verwirrung wachsen in Paris von Tag zu Tag und es ist heute noch gar nicht abzusehen, welchen Ausgang die durch den Panamaskandal hervorgerufene Krisis, die nicht mehr eine Ministerkrisis im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern eine bösartige Staatskrisis ist, noch nehmen wird. Auch Rouvier ist bereits gefallen. Wer wird wohl der Nächste sein? Niemand ist heute sicher in Frankreich. Die Krisis ist durch den Uebergang einer Regierung kaum mehr zu heilen, weil ihr Sitz in einem Parlamente zu suchen ist, das den öffentlichen Glauben an seine Ehrenhaftigkeit verloren hat. Der historische Schreckensruf, der einst ganz Frankreich lähmte und den Sturz der ersten Republik herbeiführte, ertönt jetzt wieder in allen Gassen; man hört wieder das alte schicksalsschwere Wort: Suspect! (Verdächtig). Dieses Mal handelt es sich, was die Sache so böse macht, nicht um politische Ueberzeugungen, sondern um die sittliche Reinheit, um das Gewissen eines Volksvertreters, der sein Votum auf den Markt bringt, um moralische Fäulniß und um den Verrath an der Pflicht. Suspect! Wie eine Geißel schlägt die berüchtigte Formel des Wohlfahrtsausschusses ins Gesicht der Abgeordneten, und verdächtig ist Alles, die Kammer, das Ministerium und jede Gewalt im Staate. Schon ist der Boden mit politischen Leichen und tödtlich Verwundeten bedeckt. Einzelne Deputirte sind überworfen, Floquet kämpft wie ein Verzweifelter für den Schutz seines ehrlichen Namens, Freycinet und Clemenceau haben Mühe, die Behauptungen abzuwehren, die gegen sie erhoben werden, und der Finanzminister Rouvier ist bereits zusammengebrochen. Was kommt nun? Jeder Tag kann Ueberraschungen bringen, die Niemand ahnt, weil in dieser Gährung der Mann fehlt, welcher die Republik mit starker und unverbrauchter Autorität leiten könnte. Die Ursachen, welche Rouvier genöthigt haben, seine Demission zu geben, klingen so abenteuerlich, daß sie die raffinirteste Einbildungskraft beschämen. Der General-Procurator hatte die Anklage Reinach's beschlossen, und am selben Tage erklärte sich Rouvier bereit, in Gemeinschaft mit Clemenceau den Friseur Cornelius Herz zu besuchen, der als der Urheber der Angriffe auf Reinach galt. Der Finanzminister bietet seinen Einfluß auf, um einen Bankier zu retten, dessen Verfolgung der Justizminister eingeleitet hatte. Rouvier geht in die Wohnung eines Cornelius Herz, der es trotz wiederholter Einladung nicht wagt, vor der Enquete der Kammer zu erscheinen, und sich nach London geflüchtet hat, weil er in Frankreich die Verhaftung fürchten muß. Dieser Cornelius Herz war längst als ein Finanzpraktiker unterster Stufe bekannt, er hat in elektrischen Unternehmungen der schlimmsten Sorte ein Vermögen erbeutet, und von einem solchen Mann erbettelt Rouvier Schonung für Reinach. Das ist mehr als genug, um einen Finanzminister in einer gewöhnlichen Zeit bloßzustellen, und muß jetzt wie ein Pulver wirken, welches das Land zum Schäumen bringt. Daran ist Rouvier politisch gestorben und daran wird auch Clemenceau zu Grunde gehen. — Die neuesten Meldungen aus Paris lauten fortdauernd sehr ernst. Die Zeitungen fahren in ihren Anklagen und Verdächtigungen fort. Carnot soll bereits derartig entmuthigt und angeekelt sein, daß ihn nur das Pflichtgefühl auf seinem Posten hält; immerhin gewinnt eine Präsidentschaftskrisis täglich mehr an Wahrscheinlichkeit. Die Berufung Tirard's befriedigt auf keiner Seite. Der Rücktritt Freycinet's und Floquet's, die stark compromittirt sind, erscheint unvermeidlich, in diesem Falle würde auch Bourgeois zurücktreten, was möglicherweise eine Demission des gesammten Cabinets nach sich ziehen dürfte. Aus den Aussagen Rouvier's, Clemenceau's und Constans' vor dem Untersuchungsausschuß am gestrigen Tage ergab sich, daß Herz und Reinach in intimster Weise mit Rouvier und Clemenceau verkehrten. Es wird allgemein angenommen, daß derart compromittirte Persönlichkeiten nicht mehr in der Lage sein werden, den Strom der Panamaskandale einzudämmen, und daß der fernere Verlauf derselben sich noch skandalöser gestalten werde. Eine Interpellation wegen 210 000 Frcs., die Freycinet erhalten haben soll, steht demnächst bevor.

In weiten industriellen und Handelskreisen der meisten europäischen Staaten sieht man mit Spannung der Entscheidung über den Handelsvertrag zwischen der Schweiz und Frankreich entgegen, die noch vor Jahresschluß in der französischen Deputirtenkammer erfolgen muß. In erster Linie handelt es sich dabei um die Frage, ob Frankreich überhaupt das durch seinen Doppeltarif etablirte Absperrungssystem durch den Abschluß von neuen Tarifverträgen zu mildern geneigt ist oder nicht. Sodann kommen unmittelbare praktische Interessen für alle diejenigen Länder in Betracht, welche mit ihren Erzeugnissen an den schweizerischen und französischen Absatzmärkten betheiligt sind. Die deutsche Industrie ist gerade hierbei in nicht geringem Maße interessirt. Wird das vorläufige Abkommen durch die Zustimmung der Parlamente in beiden Staaten Gesetz, so kommen auf Grund der bestehenden Meistbegünstigungsverträge alle in den Zolltarifen Frankreichs wie der Schweiz eintretenden Erleichterungen auch der deutschen Ausfuhr nach beiden Ländern zu Gute. Dies würde jedenfalls das wünschenswertheste Resultat sein, denn dadurch würde Frankreich aus seiner gegenwärtigen Isolirung wieder herausgezogen und zum Abschluß weiterer Tarifverträge, namentlich mit Spanien, Portugal, Italien und Rumänien, hingeführt werden. Die Wirkungen einer solchen friedlichen Handelspolitik würden in erster Linie der französischen Gewerbthätigkeit selbst, in weiterer Folge aber auch der deutschen Gewerbthätigkeit, die an dem Export nach allen diesen Ländern in hervorragendem Maße interessirt ist, zum Nutzen gereichen. Aber auch in dem Fall, daß es jetzt zu einem handelspolitischen Bruch und demgemäß zu einem offenen Zollkriege zwischen der Schweiz und Frankreich kommen sollte, würde Deutschland hieraus zunächst einen gewissen Vortheil ziehen. In Frankreich würde ohne Weiteres der Maximaltarif mit seinen höheren Sätzen auf die schweizerischen Erzeugnisse Anwendung finden; in der Schweiz würden ebenfalls schon um der Vergeltung willen die französischen Erzeugnisse mit höheren Differentialzöllen getroffen werden. Der deutsche Export würde somit sowohl auf dem französischen wie auf dem schweizerischen Markte mit einem Schlage einen Vorsprung genießen. Dieser Gewinn würde allerdings sehr unsicher sein, da nach den unausbleiblichen schlimmen Erfahrungen einiger Jahre oder vielleicht nur eines Jahres die beiden Staaten unzweifelhaft wieder zu einer Verständigung und damit zur Aufhebung der gegenseitigen Differentialzölle kommen würden. Immerhin ist die gegenwärtige Situation derartig, daß dem deutschen Absatz daraus entweder ein dauernder oder mindestens ein zeitweiliger Vortheil erwachsen muß. Es ist dies eine unbestreitbar günstige Folge der neuen Handelsverträge, denn nur diese Verträge versetzen die deutsche Gewerbthätigkeit in die Lage, von jeder neuen handelspolitischen Constellation zwischen anderen Staaten, sei sie freundlichen oder feindlichen Charakters, ihrerseits Nutzen ziehen zu können.

Nicht allein unsere deutsche Militairverwaltung hat in neuester Zeit sich gegen unbegründete und gehässige Verdächtigungen zu vertheidigen gehabt, sondern es treten dieselben unerfreulichen Erscheinungen auch in anderen Ländern auf. Bei der Berathung des Kriegsbudgets in der italienischen Kammer führte der Abgeordnete Nicolini Klage darüber, daß der Kriegsminister die Truppenverpflegung nicht genauer überwache. Bei den Mehllieferungen wären arge Mißbräuche vorgekommen. Officiere, welche hierüber Meldung gemacht, seien bei Seite geschoben worden. Obwohl der Kriegsminister die Richtigkeit dieser Ansicht bestritt, beharrte Nicolini bei seiner Erklärung und fügte hinzu, daß er dem Kriegsminister vertraulich von den Details Kenntniß geben werde. Der Kriegsminister erklärte weiter die Meldung französischer Blätter von der Unbrauchbarkeit des neuen italienischen Infanteriegewehres als willkürliche Erfindung. Das Gewehr sei das vollkommenste Musterstück moderner Feuerwaffen.

In der Sitzung des griechischen Parlaments am 9. December legte der Premierminister Trikupis der Kammer das Budget für 1893 vor. Kaum drei Monate sind seit der Vorlegung des Budgets für 1892 verstrichen, welche Verspätung die Folge des Sturzes des Ministeriums Delyannis und der darauf folgenden Zwischenregierung Konstantopulos war. Ein klares Ergebniß der vor drei Monaten beschlossenen Ersparnisse und Einnahmequellen kann bei der kurzen Zeit noch nicht vorliegen; immerhin läßt sich aus den bisher erreichten monatlichen Eingängen an Einfuhrzöllen und Tabaksteuer, vor Allem aber aus der überaus regelmäßigen Zahlung der Gehalte ꝛc., sowie aus der zeitigen Deckung der December-Zinscoupons schließen, daß eine energische Wendung zum Bessern erfolgt ist. Die Bedenken, die im Auslande in Betreff der griechischen Finanzen in gewiß gerechtfertigter Weise sich geltend machten, haben die englische und die französische Regierung veranlaßt, ihren Athener Gesandtschaften Fachmänner zu attachiren, welche sich seit einiger Zeit an Ort und Stelle über die ökonomische Lage des Landes zu unterrichten suchen. Für den stolzen Griechen war dieser Schritt eine bittere Pille; und wenn die ruhig Denkenden darin ein willkommenes Mittel sahen, durch welches das Ausland endlich einen klaren Einblick in die Lage und zugleich die Gewißheit gewinnen könne, daß das Land zum wenigsten mehr Vertrauen verdiene, als wirklich gezeigt wird, so haben die Gegner Trikupis' weidlich Capital aus dem Widerwillen der Griechen gegen jede fremde Einmischung in ihre Angelegenheiten geschlagen. Es ist nicht entfernt daran zu glauben, daß das Budget für 1893 alle Hoffnungen Trikupis' erfüllen werde. Man kann einen Ueberschuß von sechs Millionen, wie er ihn ausrechnet, nicht recht annehmen. Aber es ist schon viel gewonnen, wenn der Beweis geliefert wird, daß Griechenland ohne fremden Zuschuß haushalten kann. Dem steht einstweilen noch das ungeheure Gold-Agio mit 45 Prec. entgegen. Es heißt also, die Zähne aufeinander beißen und in längeren Zeiten allmälig den Zwangscours des Bankpapiers ermäßigen. Freilich ließ Trikupis durchblicken, daß es sich vielleicht ermöglichen lasse, durch eine Anleihe die Aufhebung des Zwangscourses zu beschleunigen. Doch über diese Aussichten fehlt jeder Anhalt — fast möchte man glauben, es sei besser, auf dieses Auskunftsmittel vorläufig zu verzichten; es geht damit, wie mit dem griechischen süßen Wein: er mundet köstlich gut, aber man nimmt leicht mehr, als man vertragen kann, und ehe man sich's versieht, ist der Rausch da und nach ihm der Katzenjammer.

Deutsches Reich.

§§ **Berlin**, 14. December. Der heutige dritte Tag der Generaldebatte über die Militairvorlage brachte keine bedeutenden Reden mehr, die gebotene Nachlese vermochte auch das spärliche Auditorium nur in geringem Grade zu fesseln. Der conservative Abg. v. Manteuffel, welcher den Vorsitz auf dem jüngsten Berliner „Parteitage" der Conservativen

Feuilleton.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

63] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Diese Briefe und ein Ring, den ich dem Fräulein von Senden verkauft, beweisen, daß die Sängerin Teresa Stern die Tochter des Grafen Fehrenthal ist."

Der Doctor war auf's Höchste überrascht — er durfte hoffen, daß Teresa's Geschick, an dem er so innigen Antheil nahm, sich freundlicher gestalten werde. Doch des Grafen unselige That, seine geistige Umnachtung ... vielleicht waren alle diese Hoffnungen eine neue Täuschung.

„Ich war die Freundin ihrer Mutter — und sie schenkte mir den Ring, ehe sie den Tod gesucht!"

„Allen Ihren Mittheilungen schenke ich den vollsten Glauben. Was Sie mir von der Mutter erzählen, hab' ich schon früher von anderer Seite gehört, die vollständig berechtigt war, Zeugniß abzulegen, und so fügt sich Ring an Ring zu einer wohlzusammenhängenden Kette! Wohl denn, ich nehme die Briefe an mich und hoffe, sie Ihnen bald zurückgeben zu können ... wenn Sie sich schonen! Keine Unterredung mehr wie diese, es würde Sie zu sehr erschöpfen. Ich gehe und rufe Ihre Pflegerinnen."

Draußen war es still geworden — nur Abraham stand mit einer Diakonissin im Salon und die gutherzige Leontine wollte noch das letzte Bulletin über das Befinden der Kranken mit nach Hause nehmen. Doctor Bingen weihte die Diakonissin in die Erfordernisse der Pflege ein, welche der Zustand der Kranken heischte.

„Eine kräftige Natur!"

Abraham bestätigte dies mit einem Seufzer.

„Sie wird sich durchschleifen."

Mit diesem Trost verließ der Arzt den Salon.

Sechstes Capitel.

Am nächsten Tage, nachdem Doctor Bingen Kunde von des Grafen Verhaftung erhalten, eilte er selbst hinaus nach Helmersheim, um der Familie Senden diese peinlichen Vorgänge in möglichst milder Form mitzutheilen. Er wünschte zuerst den Baron zu sprechen; doch dieser hatte sich noch nicht vom Lager erhoben; auf einen Besuch bei der Baronin glaubte Oswald verzichten zu müssen; denn sie pflegte erst gegen Mittag aufzustehen und brauchte Stunden, um mit ihrer Toilette fertig zu werden, in der ihr hauptsächlichstes Tagewerk bestand. Wie war aber der Doctor überrascht, als er, im herbstlichen Park auf- und abgehend, auf einmal der Baronin begegnete, in reizender Morgentoilette, etwas thaufrisches in ihrem Wesen, und so lebhaft, wie er sie nie gesehen. Der Herbstwind, der draußen über die Stoppeln fuhr, streute ihr zwar einige welke Blätter auf die gelösten blonden Locken, doch dieser leise Hohn der Natur kümmerte sie weiter nicht — blüht doch auch die Herbstzeitlose mit aller Farbenpracht auf dem verödeten Acker. Der Doctor mußte sich bekennen, daß die Frau in der That noch anmuthig und verführerisch sei; er konnte sich diese plötzliche Umwandlung der gelangweilten Salondame in ein lebensfreudiges Weib nicht erklären und fürchtete fast nach früheren Erfahrungen, daß diese neuerwachte stürmische Lebenslust sich ihn selbst zum Opfer ausersehen könne.

Doch er konnte sich bald beruhigen, denn hinter der Dame des Hauses wie ihr Schatten tauchte aus dem Gebüsch eine Gestalt auf, in der er alsbald seinen Bruder Lothar erkannte. Er trug einen alten Strohhut, dessen Krempe ihren Zusammenhang mit dem Ganzen sehr gelockert hatte, den er für diesen Spätsommerfeldzug auf dem Lande aus dem Erbbegräbniß seines Kleiderschrankes hervorgesucht, und auch sein Jaquet stammte von dort; es hatte einen künstlerischen Schnitt, aber es zeugte von verblichener Herrlichkeit. Er rieb sich die Hände; ihn fröstelte im Herbstwind; doch er wollte an Jugendlichkeit nicht hinter der Herrin des Hauses zurückstehen, die, sonst so verwöhnt und verzärtelt gegen die Unbill des Wetters, heute ganz unempfindlich schien.

„Die Herren kennen sich", sagte sie mit fröhlichem Lachen. „Sie wundern sich wohl, daß ich so früh auf bin? Denken Sie sich, Doctor ... heute Morgen erhalte ich einen Brief ... eine entfernte Verwandte hat mir ein schönes Legat vermacht ... das ist ein Wecker, wie ihn keine Schwarzwälder Uhr aufzuweisen hat. Da fühlt man sich auf einmal frei und unabhängig. Mein Gatte darf davon natürlich nichts erfahren ... das werde ich schon einzurichten wissen; ist es nicht traurig, diese Bevormundung durch das Gesetz, daß wir Frauen nichts für uns besitzen, genießen, verwalten können? Alles sollen wir den Männern hingeben — und wenn wir's damit in einen Abgrund schleuderten ... nicht wahr, Herr Lothar?"

Oswald schien sich über diese vertrauliche Anrede zu wundern; Leonie merkte dies und fügte gleich hinzu:

„Man kann doch zwei Brüder nur durch ihre Vornamen unterscheiden."

„Das Gesetz", sagte Lothar, sich sein Jaquet fester zuknöpfend, „ist ungerecht — als wenn eine verheirathete Frau aller Menschenrechte verlustig ginge; das einzige Recht, das ihr bisweilen dafür übrig bleibt, ist das auf ewige Langeweile. Hat sie einmal über ihr Herz verfügt, man könnte sagen, testirt, denn sie selbst ist in der Ehe oft mehr eine selig Verstorbene als eine selig Lebende, so soll sie über nichts Anderes mehr verfügen dürfen ... das ist Sclaverei!"

„Glücklicherweise", versetzte die Baronin, „ist das Legat mir ausschließlich für meinen Nutzen und Nießbrauch vermacht worden und das wird, so viel ich weiß, respectirt."

„Gnädige Frau", sagte Oswald, „ich muß ihre liebenswürdigen Mittheilungen unterbrechen; nichts Erfreuliches, nur eine Trauerkunde bring' ich mit ... Graf Fehrenthal hat gestern in einem Anfall von Tobsucht Frau Abraham schwer verwundet und ist verhaftet worden."

„Was Du sagst", meinte Lothar, „das ist ja sehr interessant."

Die Baronin erschrak; sie wußte sich anfangs diese That nicht mit allen ihren Folgen zurechtzulegen; sie fühlte nur, daß dies ein Unglück für ihr Haus sei.

„Die arme Marie", seufzte sie.

Es trat eine längere Pause ein — die Baronin streifte nachdenklich von einem abgerissenen Ahornzweig die welken Blätter ab.

„Darf ich die Herren in unseren Salon bitten", versetzte sie, „ich eile voraus, um meinen Gatten zu rufen."

Sie fühlte sich betroffen und unsicher der erschütternden Kunde gegenüber ... gleichwohl vergaß sie nicht, so graziös-kokett durch die Gänge des Gartens dahinzugleiten, daß die beiden Herren ihre flinke Jugendlichkeit bewundern mußten.

„Was sucht Du hier?" sagte Oswald zu Lothar mit düsterer Miene.

„Ich sammle Stoff für einen Feuilletonartikel, in welchem ich auf den Wunsch des Barons das Helmersheimer Schloß beschreiben will."

„Mit allen seinen Merkwürdigkeiten, nicht wahr? Und da beginnst Du mit der Perle, welche in dieser Muschel sitzt! Das Bild der Frau Baronin würde vielleicht die beste Vignette des Artikels sein, wenn Du ihn für ein illustrirtes Blatt schriebst."

„Ich schreibe ihn für unsere Zeitung ... doch ich bin kein Taglöhner, der hier wie in einem Steinbruch im Schweiße seines Angesichtes herumklopft, um das Material für seine literarischen Bauten aufzuhäufen. Glaubst Du denn, daß ich mich hier langweilen will? Der gute Baron ist von Kopf zu Fuß Rococo, ein ganz verschnörkelter Mensch mit lauter krausen Ideen; er ist eigentlich nur für den Caricaturenzeichner genießbar. — Jeder Mensch hat das Recht, sich sein Leben so angenehm wie möglich einzurichten — und wenn ich in eine Wildniß verschlagen bin, so nasche ich wenigstens einige süße Beeren. Der Baron mißfällt mir, die Baronin gefällt mir — das ist Alles!"

„Ein Unstern hat Dich hergeführt", versetzte der Bruder, „diese Baronin hat ein entzündliches Gemüth — und das sind wieder Funken für Dein Strohfeuer. Sie führt ein freudloses Leben und hatte schon immer eine gleichsam auf der Lauer liegende Sinnlichkeit."

„Der ewige Moralprediger ... die Naturen sind eben verschieden. Die Tugend kommt Vielen im Schlafe, doch nicht Alle haben Talent dazu. Und was wollten die Facultäten, die Juristen, Mediciner und die Herren Seelenärzte machen, wenn Alles so am Schnürchen ginge? Sie nähren sich von Lastern und Verbrechen, wie die Aasgeier von der Verwesung."

„Das ist grenzenlose Thorheit, Lothar! Jeder Beruf ist schön, der das Beste der Menschheit fördert."

„Nun, du Schädelbetaster und Kopfmesser, behauptest ja selbst, daß jeder Mensch die Summe ist von allem Ererbten und Erworbenen; Vater, Mutter und Amme, Licht und Luft machen ihn zu dem, was er ist. Dabei spielt die Natur oft wunderbar; es giebt zuweilen nichts Unhäuslicheres, als zwei Brüder! Wir brauchen ja nicht weit nach einem Beispiel zu suchen. Du, der kühle Verstandesmensch, ich mit meiner glühenden Phantasie! Und da willst Du mich hofmeistern? Ich bin einmal, wie ich bin, und wahrhaftig nicht der Schlechtere von uns Beiden. Eure Weisheit schöpft Ihr ins Danaidenfaß; sie läuft schon seit Jahrtausenden hindurch und die Menschheit ist nicht gescheidter geworden, als sie früher gewesen ist. Wir packen das frische Leben am Zipfel, und wenn uns Gespenster begegnen, da greifen wir frisch zu und finden unter dem weißen Geisterschleier athmendes, vollpulsirendes Leben, sowie Byron's „Don Juan" die Lady Fizkulk; einen sehr annehmbaren Geist, der jeden Zweifel an seiner Existenz besiegt. Was aber hinter allen Schleiern sich verbirgt, gespenstig oder nicht gespenstig — das ist eben

SLUB
Wir führen Wissen.